

Frage ist auch hier: sollte man nicht vielleicht leben und leben lassen, vorläufig ruhig nebeneinander statt miteinander, sich langsam wieder kennen — möglicherweise sogar verstehen lernen, und die Wunden der Vergangenheit erst heilen lassen, bevor man sich zu neuen athletischen Anstrengungen auf dem Gebiete der Freundschaft aufrafft?

(In: „Der Weg“, 4 [Berlin, 25. 11. 49] 47 S. 9)

Nicht „Missionsarbeit“, wirklich: Freundschaft

Wir haben den vorstehenden Text aus der Feder des unsern Lesern bereits in Nr. 4 begegneten Rabbiners Dr. Schwarzschild übernommen, weil er uns willkommenen Anlaß bietet, einiges Klärende über unsere Freiburger Arbeit zu äußern.

Der erste Punkt, über den wir kein Mißverständnis aufkommen lassen können, ist gekennzeichnet durch den Satz, mit welchem Dr. Schwarzschild die Basler „Judaica“ und unsern Rundbrief zusammenfassend charakterisiert: „Ihr unverhülltes letztes Ziel... ist die christliche Missionierung, d. h. die Bekehrung der Juden“. — Zweifellos trifft dieser Satz für die „Judaica“ insofern zu, als sie vom Kreise der „Schweizer evangelischen Judenmission“ herausgegeben wird. Nicht ganz ebenso steht es aber mit unserm Rundbrief. Wir haben zwar nie ein Hehl daraus gemacht, daß wir im Glauben gewiß sind, der Gott, der sich in Jesus von Nazareth offenbart hat, werde als in ihm Mensch gewordener zuletzt auch noch von seinem alten Bundesvolke anerkannt werden, wie er selbst es verheißen hat. Wir haben uns darüber hinaus auch niemals gegen das Bestreben derjenigen — katholischen und nichtkatholischen Christen — ausgesprochen, die, zu allen Zeiten der Kirchengeschichte vorhanden, sich zur Bezeugung der apostolischen Auferstehungsbotschaft speziell den Juden gegenüber verpflichtet gefühlt haben. Im Gegenteil, mit Persönlichkeiten dieser Art wie den Pères de Notre Dame de Sion, aus deren Kreis P. *Démann* in der vorliegenden Nummer zu Wort kommt, oder Reverend J. M. *Oesterreicher*, Wien/New York, fühlen wir uns besonders verbunden. Aber unsere Rundbriefe sind nicht abgefaßt, um direkt oder indirekt Juden das Evangelium von Jesus zu verkündigen, sondern um ‚Heidenchristen‘ ihre aus dem Evangelium erwachenden Verpflichtungen gegenüber den Juden als eine zentrale Angelegenheit unseres christlichen Glaubens bewußt zu machen und erfüllen zu helfen. Wenn wir also immer wieder von der endzeitlichen Anerkennung Jesu durch die Juden sprechen, dann geschieht dies ausschließlich, um unsere heidenchristlichen Leser daran zu erinnern, daß Gott jenes Volk nicht verlassen hat, dessen Hinwendung zu ihm selbst in der Person seines Sohnes er unzweideutig verheißt.

Mit dem Vorstehenden scheinen uns die an sich nicht unverständlichen Bedenken hinfällig zu werden, die Rabbiner Dr. Schwarzschild unter der Überschrift „Fairneß der Auseinandersetzung“ im Mittelstück seiner Betrachtung äußert. Auch wir sind uns aufs schmerzlichste bewußt, daß durch das

furchtbare Blutbad des letzten halben Menschenalters gerade die Judenheit Mitteleuropas unzähliger ihrer besten Vertreter beraubt worden ist und daß uns fast nur noch vereinzelte führende Persönlichkeiten als Gesprächspartner von dieser Seite gegenüberstehen. Wir möchten so zu wirken versuchen, daß recht bald wenigstens etwas mehr jüdische Menschen als bisher den Mut fassen könnten, wieder unter Deutschen zu leben.

Hier berühren sich unsere Bestrebungen in der Praxis mit den prinzipiell davon unterschiedenen Tendenzen der von Schwarzschild behandelten zweiten Gruppe, der „Gesellschaften für christlich-jüdische Zusammenarbeit“. Was unser Rundbrief und sein tragender Kreis speziell innerhalb des katholisch-christlichen Bereichs deutscher Zunge will, eben darum bemühen sich diese Gesellschaften auf interkonfessioneller Grundlage. Indem die Gläubigkeit jeder der beteiligten Gruppen respektiert und die Diskussion über den Glaubensinhalt, zu dem sich eine jede bekennt, zurückgestellt wird, versuchen diese Gesellschaften im Sinne einer Tendenz, wie sie gerade auch von Papst Pius XII. im letzten halben Menschenalter wiederholt proklamiert wurde, Menschen guten Willens wenn auch verschiedenen religiösen Bekenntnisses auf der Grundlage des gemeinsamen Glaubens an unser aller Gott und Vater zur praktischen Zusammenarbeit für positive Aufgaben der Verbesserung unseres Zusammenlebens und gegen alles, was dieses vergiftet, zu sammeln.

Uns will scheinen, daß solche Arbeit heute unerläßlich ist, gerade damit der jüdische Partner deutlicher in Erscheinung treten kann, damit gemeinsame Erlebnisse und Erfahrungen, wie sie eine kleine Elite im gemeinsamen Widerstandskampf gegen die Hitlerverfolgung schon gesammelt hat, Angelegenheit eines breiteren und breiteren Kreises von Menschen guten Willens werden. Denn es ist ja nicht wahr, daß „das Verhältnis zwischen Juden und Nichtjuden in Deutschland in der aktuellen Vergangenheit ‚nur‘ aus Trennung, Scheidung, Haß, Mißgunst, Kampf und Tod“ bestehe; gerade bei den Besten besteht es auch aus: gemeinsamem Leiden, Kameradschaft im Widerstand, todüberwindender Liebe und Verbundenheit, plötzlich oder allmählich gewonnenem gegenseitigem Verständnis. (Wieviele jüdische Menschen in Deutschland waren in der Mitte der dreißiger Jahre bis zur Fassungslosigkeit darüber erstaunt, gerade bei christlichen Priestern, Pfarrern und Gläubigen verhältnismäßig mehr Stützen zu finden als irgendwo sonst in diesem Lande!)

Darum wagen wir also auf die Frage, mit der Dr. Schwarzschild schließt, ob man nämlich nicht vorläufig ruhig nebeneinander statt miteinander leben und leben lassen soll, entschlossen zu antworten: Nein. Das bloße Nebeneinander trüge allzu leicht die Keime eines Gegeneinander in sich; wir müssen aber miteinander leben, wir alle, die, Juden oder Christen, zu Zeugen des Gottes Abrahams berufen sind, der seine Diener an ihrer gegenseitigen Liebe erkannt wissen will.

7. RUNDSCHAU

a) „Mut zur Liebe“

Aus der Rede des Bundespräsidenten Theodor Heuß

Bei der Feierstunde der Gesellschaft für christlich-jüdische Zusammenarbeit in Wiesbaden am 7. Dezember 1949 hielt der Bundespräsident, Professor Dr. *Theodor Heuß* eine

Rede, die ein so wichtiges Wort des höchsten Repräsentanten der deutschen Bundesrepublik zum deutsch-jüdischen und jüdisch-christlichen Problem darstellt, daß wir die entscheidenden Stellen auch hier wiedergeben zu müssen glauben. Der volle Wortlaut ist in einem Sonder-

druck vom Deutschen Koordinierungsrat der Christen und Juden herausgegeben worden. Nach einer Antwort auf die seiner Rede vorangegangenen Ausführungen von Professor Dr. Morgen fuhr Bundespräsident Heuß fort:

Es hat keinen Sinn, um die Dinge herumzureden. Das scheußliche Unrecht, das sich am jüdischen Volke vollzogen hat, muß zur Sprache gebracht werden in dem Sinne: Sind wir, bin ich, bist du schuld, weil wir in Deutschland lebten, sind wir mitschuldig an diesem teuflischen Verbrechen? Das hat vor vier Jahren die Menschen im Inland und Ausland bewegt. Man hat von einer „Kollektivschuld“ des deutschen Volkes gesprochen. Das Wort Kollektivschuld und was dahinter steht, ist aber eine simple Vereinfachung, es ist eine Umdrehung, nämlich der Art, wie die Nazis es gewohnt waren, die Juden anzusehen: daß die Tatsache, Jude zu sein, bereits das Schuldphänomen in sich eingeschlossen habe.

Aber etwas wie eine Kollektivscham ist aus dieser Zeit gewachsen und geblieben. Das Schlimmste, was Hitler uns angetan hat — und er hat uns viel angetan —, ist doch dies gewesen, daß er uns in die Scham gezwungen hat, mit ihm und seinen Gesellen gemeinsam den Namen Deutsche zu tragen. Ich weiß: das, was ich hier sagen werde, wird manche Leute ärgern. Ich werde in den kommenden Wochen darüber Briefe erhalten, anonyme Briefe und auch offene Briefe. Das ist ja sozusagen eine passive Berufsfunktion meines Amtes geworden, Briefe zu empfangen. Aber selbst wenn diese Worte die Zahl dieser Briefe vermehren würden, kann mich das nicht stören. *Wir dürfen nicht einfach vergessen*, dürfen auch nicht Dinge vergessen, die die Menschen gerne vergessen möchten, weil das so angenehm ist. Wir dürfen nicht vergessen die Nürnberger Gesetze, den Judenstern, die Synagogenbrände, den Abtransport von jüdischen Menschen in die Fremde, in das Unglück, in den Tod. Das sind Tatbestände, die wir nicht vergessen sollen, die wir nicht vergessen dürfen, weil wir es uns nicht bequem machen dürfen. Das Schauerliche an diesen Vorgängen, von denen wir offen sprechen, ist dies: Es handelte sich nicht um den aufgestörten Fanatismus der Pogrome, von denen wir ehemals in den Zeitungen lasen, daß in Rußland, in Rumänien, dieses oder jenes geschehen sei, sondern es handelt sich um die *kalte Grausamkeit der rationalen Pedanterie*. Das war der sonderlich deutsche Beitrag zu diesem Geschehen. Und das Schrecklichste ist, daß dieser Vorgang sich nicht sozusagen emotional vollzog, was ja auch schlimm genug ist, sondern sich der Paragraphen bediente und eine Weltanschauung für lange Zeit sein sollte. Was war denn das für eine „Weltanschauung“? Das war der *biologische Materialismus*, der keine moralischen Kategorien kannte, aber die vertreten wollte, und der nichts wußte davon, daß es individuelle Wertsetzungen zwischen Mensch und Mensch gibt.

Lassen Sie mich ein persönliches Wort zu dem jüdisch-deutschen und jüdisch-christlichen Problem aus meinen eigenen Erfahrungen heraus sprechen. Wenn ich an die vier oder fünf nächsten Freunde in meinem Leben denke, die mich begleitet und mein Leben mit aufgebaut haben, so waren zwei oder drei davon Juden. War ich mit ihnen befreundet, weil sie oder trotzdem sie Juden waren? Ich war mit ihnen befreundet, weil der Funke der menschlichen Liebe zwischen uns sprang. Es hat auch Juden gegeben, denen ich in einem schlichten Bogen ausgewichen bin; aber nicht, weil sie Juden waren, sondern weil sie mir nicht lagen. Ich weiche auch heute noch manchen Leuten aus, die — sagen wir es in diesem Falle — „Arier“ sind.

(Dieses Wort „Arier“ ist die unmittelbare Bestätigung, daß der Ausbruch der Unbildung uns damals ihre Kategorien aufgezwungen hat.)

Warum sage ich das? Ich sage es deshalb, weil wir, auch wenn wir vor einem allgemeinen Problem stehen, dies begreifen müssen: daß wir *aus den globalen Wertungen des Menschen herauskommen müssen*. Wir dürfen nicht immer sagen: Er ist ein Franzose — also; er ist ein Engländer — also; er ist ein Deutscher — also; er ist ein Jude — also. Nein, so geht es nicht. Wir müssen im Verhältnis Mensch zu Mensch eine freie Bewertung des Menschentums zurückgewinnen.

Nun steht das jüdische Problem vor uns als Vergangenheit, es steht im moralischen Sinne aber auch vor uns als

drängende Gegenwart. Ich glaube, genügend von der sogenannten „jüdischen Frage“, wenn es eine solche gibt, zu verstehen. Ich war in meiner Studentenzeit mit Zionisten befreundet und bin mit ihnen befreundet geblieben, wo wir das Problem diskutierten: Kann aus der Kraft gemeinsamer Religion von Menschen der verschiedenen geschichtlichen Nationen eine neue Nation wieder geboren werden? Ich war auch befreundet mit Menschen, mit dem wenig schönen Worte „Assimilationsjuden“ benannt, die sich nun von einer sondernden Tradition der Vergangenheit völlig freimachen, aber doch bleiben wollten und geblieben sind in den Bindungen von Ritus und Glaube. Wir sehen das Problem, das uns vorher nie gestellt schien: das Problem von den christlichen Menschen jüdischer Herkunft, die nun in die tragischste Situation zurückgestoßen — nicht zurückgestoßen, sondern hineingestoßen — wurden, daß sie in ihrem christlichen Glauben, in ihrer deutschen Verbundenheit naiv, im fruchtbaren Sinne naiv, geworden waren, gegenüber dem, was ihnen vor allem plötzlich als „Schuld“ angerechnet wurde, ein unerhörtes Plus- und individuelles Verzweiflung und menschlicher Unsicherheit sind daraus entstanden. Ist es überhaupt zu verantworten, das Wort „Jude“ auszusprechen so in der Art und der suggestiven Wiederholung, wie man das in der nationalsozialistischen Zeit getan hat? „Ein Jude!“ Von der bunten Farbigkeit, von der Spannung im Jüdischen selber wußten sie nichts. Sie wußten auch nichts von der sozialen Strukturierung der deutschen Juden. Ich weiß etwas davon. Ich kenne das kleinbürgerliche jüdische Spießbürgertum aus dem Bilderbuch des deutschen Biedermeier und daneben oder dagegen jenes intellektualisierte Judentum, das oft genug und dann auch in der Verzerrung geschildert worden ist. Ich kenne die geistige Fruchtbarkeit der Auseinandersetzung mit ihrem Plus- und ihrem Minuszeichen. Ich habe aus diesen Spannungen viel gewonnen, nicht ich allein, was man nicht vergessen darf, wenn man sich nicht selber belügen will. Eine Zeitlang haben die Deutschen sich, wenn nicht selber belogen, so doch belügen lassen. Es hat einmal in der Nazizeit eine Kunstgeschichte des 19. Jahrhunderts gegeben. Liebermann fehlte natürlich darin, aber es fehlten auch Marées und Hildebrand, die unter den vielleicht zehn oder fünfzehn großen Deutschen zu nennen waren; weil sie jüdische Mütter gehabt haben, hat man ihnen die Wertigkeit ihrer Leistungen aus Dummheit von vornherein abgesprochen. Über ein Viertel der Nobelpreisträger der Naturwissenschaften trug deutsch-jüdische Namen. Wir haben es erlebt, daß ein deutscher Professor, er mag dumm gewesen sein, eine „Deutsche Mathematik“ schrieb mit der These, daß man nichts von dem, was ein jüdischer Denker geschaffen hat, hereinnehmen könnte. Das sind Dinge, die wir ruhig aussprechen müssen, weil wir es uns nicht so bequem machen wollen, um um diese Erbschaft herumzukommen.

Deutschland hat durch diesen Wahn unendlich viel verloren. Zu den merkwürdigen Erfahrungen dieser Zeit, die ich sammeln darf, gehören viele Briefe, die ich aus allen Kontinenten dieses Globus bekomme. Es sind viele, viele Briefe jüdischer Menschen darunter, denen die Heimat geraubt wurde. Ich glaube, fast die ganze Gemeinde von Heilbronn — verzeihen Sie das persönliche Wort — ist stolz darauf, daß ein Mann aus der gemeinsamen Heimat nun an dieser Stelle steht, obwohl sie nun wirklich ungeteilt waren. Sehr bewegend — und wir müssen etwas davon spüren, was in der Seele dieser Menschen vor sich geht, denen die Heimat geraubt worden ist, nur weil sie eben Juden oder Halbjuden gewesen sind — sind die in die Heimat gehenden Gedanken dieser Leute (von allen Briefen, die ich erhielt, hat nur ein einziger ein bitteres Wort enthalten), hier in Deutschland, dessen Sprache ihre Sprache, dessen Landschaft auch ihre Landschaft war, sind die Erinnerungen ihrer Jugend, ihrer wachsenden Jahre verwurzelt, hier liegen die Gräber ihrer Eltern. Dann aber lesen sie in der Zeitung, daß die Steine dieser Gräber umgeschmissen werden, daß Schändungen jüdischer Friedhöfe jetzt noch vorkommen. Ich habe neulich einmal dazu dies gesagt: jede solche Friedhofsschändung ist für Deutschland in seinem Kampfe um seine Stellung unter den Nationen eine verlorene Schlacht; aber sie hat nichts

zu tun mit Antisemitismus, sondern das ist die bewußte politische Lausbüberei von Menschen, die diesen Staat, in dem es Juden als Mitwirkende erst wenige gibt, die die Stellung dieses Staates zwischen den Völkern gefährden will.

Es mag für uns sehr schwer sein, uns in die Lage dieser Menschen hineinzudenken, die ein Stück deutscher Geschichte und deutscher Geistigkeit mit sich hinausgetragen haben und die nun nicht wissen, wie sie zu dem Lande stehen, das ihnen die Sprache und die Erinnerungen ihrer Jugend gegeben hat. Es ist die tragische Frage von ehemals: Die Frage des bewußten Juden, der ein Stück Deutschland doch immer in sich trug, wie er sich auch entwickelte. Ich möchte heute gern eine Unterhaltung pflegen können mit einem Manne wie Martin Buber in Israel, der ein bewußter Jude und ein Mehrerer des jüdischen Geistesgutes in religiösen Dingen ist und der doch auch aus der deutschen Geistesgeschichte der letzten vierzig Jahre einfach nicht hinwegzudenken ist, und der mit seiner schönen Sprache auch ein Anreicherer des deutschen Geistes geworden ist.

Für uns in Deutschland sind diese Fragen besonders gestellt. Aber sie gehen die ganze Welt an. Wir zuerst müssen sie in aller Ernsthaftigkeit aufnehmen, weil sie bei uns in dieser sinnlosen teuflischen Art behandelt wurden. Aber auch die andere Welt hat mit die Aufgabe, diese Dinge zu behandeln, nicht nur wir selbst. Es geht *alle* Völker an, *alle* Kirchen. Seine letzte Antwort findet es in der Seele des *einzelnen* Menschen.

Und nun würde es mir als ein Unrecht erscheinen, wenn an einem Nachmittag wie an diesem, in einer solchen Stunde, ein Name nicht genannt werden würde, der in dieses Gespräch hereingehört, wenn man ein Gefühl der Dankbarkeit und der Würde besitzt. Und dieser Name heißt Victor Gollancz. Ich kenne den Mann nicht. Ich habe einiges von seinen Schriften gelesen und habe mir manches von ihm erzählen lassen. Aber wie immer es sei in Bezug auf geistige Qualität und Originalität: als ich zuerst von ihm hörte, schien er mir ein Zeichen zu sein, ein Zeichen dafür, daß es noch etwas gibt, das ich den „Mut zur Liebe“ nennen möchte. Mut zur Liebe? Bedarf es dessen? Ja! Der Haß folgt der Trägheit des Herzens; er ist billig und bequem. Die Liebe ist immer ein Wagnis. Aber nur im Wagen wird gewonnen. (vgl. S. 23)

b) „Das große Schweigen ist gebrochen“

Erklärungen des Bundeskanzlers Dr. Adenauer über die Verpflichtung gegenüber den Juden

Bundeskanzler Dr. Adenauer kündigte in einem von ihm erbetenen Interview mit dem Chefredakteur der „Allgemeinen Wochenzeitung der Juden in Deutschland“, Karl Marx, an, daß das Bundesministerium beabsichtige, ein Referat für jüdische Angelegenheiten zu errichten. Es solle einem deutschen Juden übertragen werden. Dieses Referat solle den deutschen Juden die Gewißheit geben, daß die Bundesregierung alles tue, die staatspolitischen Rechte der Juden zu wahren. Für die Wiedergutmachung des an den Juden verübten Unrechts sei seit 1945 viel zu wenig geschehen. Die Bundesregierung sei entschlossen, die entsprechenden Maßnahmen zur Wiedergutmachung zu treffen. Sie werde dem Ausgleich der den Juden zugefügten Schäden ihre besondere Aufmerksamkeit widmen. Darüber hinaus wolle die Bundesregierung die Juden gegen jede Möglichkeit neuer Verfolgungen sichern.

„Wir werden jeden Antisemitismus nicht nur bekämpfen, weil er uns innen- und außenpolitisch unerwünscht ist, sondern weil wir ihn aus Gründen der Menschlichkeit mit aller Entschiedenheit ablehnen.“

Verbrechen, die unter dem nationalsozialistischen Regime und im Kriege begangen worden seien, sollten künftig mit aller Strenge bestraft werden. Die Verbrecher, die sich der Vernichtung von Menschenleben schuldig gemacht hätten, seien einer Amnestie nicht würdig.

„Die jüdischen Gemeinden sollen und müssen in Deutschland bestehen bleiben. Deutschland braucht den jüdischen Geist. Wir wünschen, daß die Juden in Deutschland mit gleichen Rechten und Pflichten am geistigen, politischen

und sozialen Aufbau unseres Landes teilhaben. Wir können und wollen ihre Mitarbeit nicht entbehren.“ Der Bundeskanzler gab dann bekannt, daß die Bundesregierung dem Staat Israel Waren zum Wiederaufbau im Werte von zehn Millionen Mark zur Verfügung stellen wolle. Dies solle das erste unmittelbare Zeichen dafür sein, daß das den Juden durch Deutsche zugefügte Unrecht wieder gutgemacht werden müsse.

(„Badische Zeitung“ Freiburg, v. 26./27. Nov. 1949)

Um Mißverständnisse über das oben erwähnte Angebot von Waren im Wert von zehn Millionen Mark für den Staat Israel zu begegnen, präzisierte der Bundeskanzler in einer Rundfunksendung seine Absicht folgendermaßen:

„... Ich hörte nun, daß diesen Worten oder dieser Gabe unterschoben wird, als wenn damit beabsichtigt sein sollte, allen materiellen Schaden, der den Juden zugefügt worden ist, als ersetzt anzusehen. Das ist eine Unterschiebung, die völlig falsch ist. Ich weise doch darauf hin, daß ich gesagt habe: das erste unmittelbare Zeichen dafür. Daraus geht hervor, daß diese Gabe von Waren nichts anderes sein soll als ein Zeichen des Willens der Wiedergutmachung. Die Wiedergutmachung muß unabhängig davon erfolgen.“

In einem Leitartikel zu dem Interview mit Dr. Adenauer schreibt Karl Marx, der amerikanische Hohe Kommissar McCloy habe seine Freude darüber ausgesprochen, daß der Bundeskanzler das Interview von sich aus veranlaßt habe. Auch McCloy schätze den Wert der klaren und deutlichen Sprache Dr. Adenauers. Marx betont am Schluß seines Leitartikels, daß mit diesem Interview „das große Schweigen gebrochen“ sei.

(Siehe auch unter 8. 1)

c) Die Juden und wir

In Heft 9 (September 1949) der „Frankfurter Hefte“ berichtet der Herausgeber, Eugen Kogon, über seine Ansprache vor dem Kongreß der deutschen Judenschaft, der zum erstenmal seit 1932 im Juli 1949 in Heidelberg abgehalten worden ist. Am Schluß einer dort gehaltenen Ansprache hat Eugen Kogon folgendes gesagt:

„Für die neue deutsche Bundesrepublik möchte ich mir einen besonderen Vorschlag erlauben. Sie wird, in Betracht des bitteren Erbes, von dem aus sie beginnen muß, außergewöhnliches Gewicht darauf zu legen haben, daß ihre Beziehungen zum Staate Israel die besten werden, die es überhaupt geben kann. Ich fände es außerordentlich, wenn der Bundestag und die Bundesregierung, bald nachdem sie gebildet sind, eine Gelegenheit schaffen würden, in feierlicher Weise, stellvertretend für ganz Deutschland, den nationalsozialistischen Massenmord am jüdischen Volk mit Entsetzen und Abscheu zu verurteilen, die so lange schon hingeschleppte Wiedergutmachung an den Verfolgten und ihren Hinterbliebenen zu proklamieren und für die Zukunft dem aufrichtigen Wunsch Ausdruck zu verleihen, mit dem jüdischen Volk, wo immer seine Angehörigen leben mögen, besonders aber mit seinem Staat in Palästina in einem unerschütterlich guten Verhältnis zu bleiben.“

Den Anlaß zu einer solchen Erklärung würde schon die mittlerweile abgegebene Erklärung der Regierung von Israel abgeben, daß sie politische und wirtschaftliche Beziehungen mit Deutschland nicht aufzunehmen wünsche. Die Verwirklichung des von Kogon gemachten Vorschlags würde nicht nur einen Akt außenpolitischer Klugheit darstellen, sondern entspricht nur einem schlichten Gebot der Menschenwürde. Auszulöschen sind die in unserem Namen begangenen Verbrechen freilich nicht. Aber eine im Namen des deutschen Volkes abgegebene derartige Erklärung könnte wenigstens den Anfang dazu bilden, daß dieses schändliche Kapitel deutscher Geschichte allmählich von der Welt zu den Akten gelegt wird. Den unverbesserlichen Antisemiten, die leider immer noch oder schon wieder unter uns wohnen und sich diesem Vorschlag wütend widersetzen werden, wollen wir mit ein paar Sätzen entgegen, die Walter Rathenau, einer der größten Deutschen jüdischer Abstammung, im Jahre 1919 einem jungen Leutnant des ersten Weltkriegs geschrieben hat: „Sie lieben das Alte Testament und hassen — nein, mißbilligen — uns Juden. Sie haben recht, denn wir haben unsere Sendung noch nicht erfüllt. Wissen Sie, wozu wir auf die Welt